

Wulf Kirsten

Die Dichter wohnen in den Jahrhunderten

Die Dichter wohnen in den Jahrhunderten,
Dieser in jenem, jener in diesem, einer lappt über,
Der andere mittendrin wie der andere, der auch mittendrin wohnt,
Schön und gut. Endler erstreckt sich von 30 bis 90 in seinem.
Sonst wohnen auch die Dichter in Wohnungen wie dieser,
Die z. B. der Endler besitzt, Quartierchen fünfter Stock,
Badlos, Hinterhaus, Außenklo, aber mit Sonne.
Wenn der Dichter Endler seinen Kopf zum Fenster rausstreckt,
Sieht er nach, ob die Müllkübel leer sind.

Elke Erb

(1970/1991 Nachts halb zwei zu Hause.

Texte aus 3 Jahrzehnten. RUB 1991)

Die Eingangszeile von Elke Erbs Gedicht ist mir seit Jahrzehnten nachgelaufen. Sie ließ sich nicht wieder abschütteln, war stets abrufbar. So auch in einem der Telefonate, die Roland Rittig mit mir führte, um mich zur Teilnahme am Ernst-Ortlepp-Tag 2007 zu gewinnen.

Elke Erb setzt ihre Behauptung als Absolutum mit einer unnachahmlichen Sicherheit und verblüffenden Einfachheit. Natürlich meint sie nicht nur die blanke Lebensspanne eines Poeten, hier an dem Beispiel Adolf Endler in einem stringenten Notat vorgeführt. Das Wie und Wo soll außer Betracht bleiben. Spielt die Zeile, die als eine Art Fahnenwort auf mich übergang, nicht an auf Hölderlins oft, eher zu oft zitierte Sentenz: „Was aber bleibet, stiften die Dichter“? Eine fortgetragene Gewissheit, die von enormem Selbstbewusstsein zeugt. Schon so mancher, der sich nach Hölderlin versuchte, bezog sie auf sich. Vor allem immer dann, wenn sich einer oder eine mit zu wenig oder völlig ausbleibender Anerkennung bedacht sah. Die Klagen über zu wenig Interesse für Lyrik dürften weit zurück reichen.

Kommt es nicht jeder neu auf den Plan der Literatur tretenden Generation so vor, als sei es früher besser gewesen mit Veröffentlichungsmöglichkeiten, mit öffentlicher Wahrnehmung? In der Einleitung zu der „Anthologie jüngster Lyrik“ von Willi R. Fehse und Klaus Mann (1927) wusste Stefan Zweig beredt zu klagen: „Die lyrische Generation von heute steht vor verschlossenen Türen. Keine einzige Zeitschrift mehr, die dem Lyrischen Wert und Wichtigkeit gibt. Kein Verleger, der nicht vor einem Versuche erschrickt. Kein Jahrbuch mehr, kein Sammelpunkt, keine Förderung und vor allem: kein Publikum. ... Alles Lyrische ist heute innerhalb Deutschlands in einen Lärm oder in eine Leere hineingesprochen.“ Ich vermag nicht zu behaupten, nach achtzig Jahren habe sich daran etwas verändert. Wenn unter den Bedingungen im Osten Deutschlands restriktive Vorgaben und Mangel den bescheidenen Spielraum für Lyriker einengten, gelten heute Marktgesetze, die Lyrik ins Abseits kleiner Verlage drängen, deren Werbe- und Vertriebsmöglichkeiten oft gegen Null tendieren. Die Zahl verkaufter Gedichtbände nimmt sich äußerst bescheiden aus, bleibt oft unter tausend Exemplaren. Und dennoch: die Gedichtschreiber stecken nicht auf. Es bleibt der Stachel, Weiterwirkendes, Überdauerndes, Wertbeständiges zu schaffen. Johannes R. Becher, der sich so gern in Beziehung zu Gottfried Benn setzte, träumte davon, als namenloses Lied durchs Volk zu gehen. Rainer Maria Rilke, Gottfried Benn, Franz Werfel sinnierten über das Bleibende eines umfangreichen lyrischen Werks. Sie reduzierten erhofften Nachruhm auf ein oder auf einige wenige Gedichte. So ist es in der Tat so manchem Dichter unseres Wahrnehmungszeitraums ergangen. Man denke an Peter Hille mit „Waldstimme“ oder an Jakob van Hoddis mit „Weltende“. Wie gerecht oder ungerecht so etwas auch sein mag. Im arg kanonisierten poetischen Hausbuch wird fleißig übernommen, weitergereicht, so dass in der Wiederholung Gewohnheit entsteht. In wie vielen Anthologien der Gegenwart wird so verfahren, wobei Entdeckerlust und eigenes Urteil weitestgehend ausgeschaltet bleiben. Natürlich war auch für mich Elke Erbs Gewissheit, die soviel Trotz und Entgegensetzung zur Voraussetzung hat, Ansporn, Leitmotiv, das half, sich nicht beirren zu

lassen. Mag sein, dass sich in diesen Halt auch Trost mischte. Mehr aber noch ein starker Prägesatz, von dem sich Mut zum Weiterschreiben und Bestehen beziehen ließ. Wohl wissend, dass es keinen geradlinigen Weg zum Gedicht schlechthin gibt, möglichst nach Rezeptur zu verfertigen. Der Reiz besteht viel eher in den unzähligen Möglichkeiten, sich einem eigenen Ideal-Gedicht anzunähern, also Beispiele für Poesie zu geben. Mehr nicht, aber auch nicht weniger.

Gemessen wird heute zumeist an den Poeten, die Synonyme für Moderne geworden sind. Einer Moderne, die längst keine mehr sein kann. Wobei oft durch Überbewertungen einzelner Dichter, einzelner Strömungen Eingenungen entstehen, die von erstaunlicher Intoleranz zeugen. Unter Eingenung verstehe ich zum Beispiel, was Michael Lentz in seinen zehn Punkten zur Lyrik auflistet, als ginge es darum, den vielen Manifesten ein neues hinzuzufügen. Seine Kenntnis gegenwärtiger Weltpoesie gipfelt in der lächerlichen Behauptung, die besten Gedichte würden derzeit in deutscher Sprache geschrieben. Als schlagenden Beweis führt er Friederike Mayröcker an. Ich für mein Teil, ohne behaupten zu können und wollen, über eine umfassende Kenntnis von Weltpoesie zu verfügen, sehe viel eher herausragende Lyriker im anglo-amerikanischen Sprachraum agieren. Ohne mich darauf festlegen zu wollen, zumal ich weit stärker Affinitäten zu slawischen Poesie-Sprachen habe.

Die Anthologien von Hans Magnus Enzensberger „Museum der modernen Poesie“ (1960), Manfred Peter Hein „Auf der Karte Europas ein Fleck“ (1991), Harald Hartung „Luftfracht“ (1991) vermitteln so viele überzeugende Beispiele aus dem Kontext moderner Poesie, dass ich in meinen Zweifeln an den Äußerungen von Michael Lentz bestärkt werde. Unter allen Beispielsammlungen habe ich aus dem Kompendium von Enzensberger den größten Gewinn für mein Moderne-Verständnis gezogen. Es ist zu einem regelrechten Arbeitsbuch geworden. Es liefert zugleich die Antworten auf die hehren Fragen „Warum dichten die Dichter?“ oder „Lohnt die Lyrik?“ Es bestätigt Elke Erbs Fundamentalsatz „Die Dichter wohnen in den Jahrhunderten“ wie auch Ernst Ortlepps Zuversicht „Das Lied trägt in sich

selbst den Lohn.“ Enzensberger hat in seinem Nachwort zum „Museum der modernen Poesie“ auf diese Fragen ausführlich und für mich immer noch gültig geantwortet. Da ich es ob seiner Länge nicht komplett zitieren kann, hebe ich nur einige Kerngedanken heraus, die auch zu Ortlepp führen: „Poesie ist ein Prozess. Kein Museum, auch kein imaginäres, kann ihn sistieren. Wer’s versucht, verdinglicht die poetische Produktion zum Fetisch. Er sieht das Werk als zeitlos transportablen Kunstschatz, in dem sich das vermeintlich Unvergängliche als mündelsicherer Wert verkörpert. Recht hat eine solche Meinung darin, dass sich das einzelne Werk allerdings gegen die nagenden Kräfte der Geschichte über lange Zeiträume hinweg zu behaupten vermag. Aber sie vergisst, dass der Prozess die Werke, die er ins Leben ruft, nicht nur verwundet und verzehrt, nicht nur mit den Narben des Ruhmes und der Vergessenheit zeichnet; er trägt sie auch, hält sie am Leben, führt ihnen neue Kräfte zu.“ Über die Protagonisten der Moderne heißt es: „Jeder von ihnen war auf sich gestellt in feindseliger Zeit und hatte die Aktualität, die ihm später zuwuchs, durch Isolation und Missachtung zu büßen. Diese Dichter sprachen in den schalltoten Raum der Geschichte, die Zukunft. Heute ist ihr Ruhm so verbreitet, dass ihre Schriften keiner Bekanntmachung mehr bedürfen... In den gegenwärtigen Museen sind sie überall anwesend, nicht durch ihre Texte, sondern durch die unermesslichen Wirkungen, die von diesen ausgegangen sind.“

(S. 772)

Das kurze Kapitel „Poesie als Antiware“ zitiere ich vollständig:

Poesie und technische Zivilisation: es empfiehlt sich, den Zusammenhang, der zwischen ihnen waltet, nicht zu rasch zu verstehen. Er ist nicht eindeutig. Den landläufigen Marxismus, der Überbau sagt und unvermittelt ökonomische Determination meint, straft die moderne Poesie Lügen. Zwar hält sie mit der vorherrschenden Produktionsweise Schritt, so aber, wie man mit einem Feind Schritt hält. Dass das Gedicht keine Ware ist, dieser Satz ist keineswegs eine idealistische Phrase. Von Anfang an war die moderne Poesie darauf aus, es dem Gesetz des Marktes zu entziehen. Das Gedicht ist die Antiware schlechthin: Das war und ist der gesellschaftliche Sinn aller Theorien der poésie pure. Mit dieser Forderung

verteidigt sie Dichtung überhaupt und behält recht gegen jedes allzu eifertige Engagement, das sie ideologisch zu Markte tragen möchte. Übrigens leistet der Gegensatz von Elfenbeinturm und Agitprop der Poesie keine guten Dienste. Dieser Wortwechsel gleicht dem Leerlauf zweier weißer Mäuse, die einander in der Tretmühle eines Käfigs jagen. Antiware, die sich der Manipulation „pur“ widersetzt, sind noch die engagiertesten „Fertigfabrikate“ Majakowskis. Ebenso ist der freischwebendste Text von Arp oder Eluard bereits dadurch poésie engagée, dass er überhaupt Poesie ist: Widerspruch, nicht Zustimmung zum Bestehenden.

Das Deutsche Literatur-Lexikon (Kosch), 11. Band der dritten Auflage (Bern 1988) widmet Ortlepp zwei volle Spalten, die Vita äußerst dürftig, um so üppiger das Werkverzeichnis. Ob diese Titel in öffentlichen Bibliotheken alle zu erlangen sind? Auch wenn ich so gut wie nichts kenne von seinen Schriften, war er mir kein Unbekannter. Als ich in den sechziger Jahren Gelegenheit hatte, in Zeitschriften nach unbekanntem Rezensionen zu Büchern Theodor Storms zu fahnden, stieß ich auf einen Ortlepp gewidmeten Beitrag anlässlich seines Todes. Seither war mir Ortlepp ein Begriff. Außenseiter der Literatur hatten mich von jeher angezogen. Hin und wieder stieß ich in alten Anthologien auf Gedichte von ihm. Leider habe ich diese Funde nirgendwo verzeichnet. Als ich 1999 mit dem Gedichtband „Klänge aus dem Saalthal“ an den völlig Vergessenen erinnert wurde, begann ich mich intensiver für diesen Dichter zu interessieren. Zwei seiner Gedichte nahm ich in die Thüringen-Anthologie „Umkränzt von grünen Hügeln“ (2004) auf: „Der Schillersberg bei Rudolstadt“ aus dem Band „Schillerlieder“ von 1839 und „Erinnerung an Schulpforta“ von 1856. Die Wiedererweckung eines verschollenen Dichters bestätigt Elke Erbs Satz „Die Dichter wohnen in den Jahrhunderten“.